

Die Zeitschrift

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

Um sich die Zeit zu vertreiben, erfand man Spiele, Wanderungen, Rudertouren, Schwimmlübungen; und besonders die Kinder zeigten große Lust, auf die Bäume zu klettern und brachten es darin bald zu einer großen Fertigkeit. — Lasse hatte vier große Feste eingerichtet: eine beim Beginn jeder Jahreszeit. Und mit ungeheurer Freude begrüßte man jede neue Erntezeit, denn die Freude über die Abwechslung in der Nahrung war wirklich sehr natürlich. Da versammelte man sich und spielte einen ganzen Tag. Männer, Frauen und Kinder tanzten um einen großen Haufen der frisch gepflückten Früchte.

Peter Snagg hatte einen Versuch gemacht, eine Freikirche zu bilden und wollte eine Predigt halten; alles aber nahm sich gar zu köstlich aus, und als er für die Obrigkeit und Kriegsmacht betete, ließ sich das überhaupt nicht auf die jetzigen Verhältnisse anwenden. Und beim Sünden-Bekennnis konnte kein einziger Mensch aufrichtig sein, denn er hatte keine Sünden zu bekennen.

Eintracht, Friede und Ruhe herrschten in der ganzen Gesellschaft; kein hartes Wort wurde mehr gebraucht, und man sprach einander schließlich mit Rosenamen an.

Wenn ein Kind geboren wurde, war die Freude groß; unter Spielen und Gesängen wurde es in die Gesellschaft aufgenommen als ein Geschenk der Natur, dessen Wert nicht den rohen Nebenwert von Kapital in der Hand der Eltern bekam und das auch nicht als eine Last oder eine Strafe hingenommen wurde. — Wenn ein Jüngling und ein

Mädchen zusammen ein Kind erzeugen und Freunde werden wollten, verkündeten sie es Lasse; der feierte das freudige Ereignis sofort durch ein Fest, ohne daß die beiden in ein Buch eingetragen wurden oder ein Versprechen ab-

legen mußten, einander zu gehorchen. Wenn der eine also Feigen und der andere Bananen essen wollte, konnte kein Gesetz sie zwingen, dasselbe zu essen. Da auch kein Zimmer aufzuräumen, kein Geschirr aufzuwaschen war, so brauchte die Frau ihrem Manne nicht untertänig zu sein. Trennung von Tisch und Bett war obligatorisch, weil es weder Tisch noch Bett gab, sondern nur einen Laubhaufen unter einem Baum.

Alles war also so frei, ungezwungen und einfach wie möglich. Die Mütter brauchten ihre Töchter nicht zu überwachen, denn sie hatten weder zu fürchten, daß Schwiegersöhne die Töchter um Geld nehmen, noch daß die Töchter uneheliche Kinder kriegen würden, denn es wurde für ein großer Segen gehalten, Kinder zu haben.

Nur eine einzige Sache störte den Frieden auf dieser Insel der Seligkeit; das war die Erinnerung an die Vergangenheit, die besonders in den Träumen auftauchte. Oft hörte man deshalb die Schlafenden im Schlummer schreien. Ein alter Schmied träumte oft von der Ankerschmiede und fühlte den Tritt in der Seite, mit dem der Gefangenwärter ihn weckte. Ein Fassbinder, der gestohlen, weil er zuviel Kinder besaß, träumte nachts, daß die Kinder nach Brot schreien; wenn er dann erwachte und die Sonne auf die immer tragenden Bäume scheinen sah, weinte er vor Freude.

Manchmal aber tauchte der Gedanke an die Zukunft auf; da half denn kein Trost! Das war der Dämon



Der Schiffsbauer. Hochrelief von Karel de Kegel.

der sonst so glücklichen Gesellschaft: der Gedanke an die Zukunft. Wenn sie sahen, wie gut sie's jetzt hatten, konnten sie nicht ohne Neben daran denken, wie es ihnen ergehen würde, wenn zum Beispiel ein Fahrzeug kam und sie holte.

Unter Seimweh hatte dagegen kein einziger zu leiden, denn hinter ihnen lag entweder das Buchthaus oder der Kriegsdienst; und danach sehnte sich niemand.

Die Erinnerung an die Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft waren also die Schreckbilder, die ihre selige Ruhe störten, und sowohl der Arzt wie Lasse dachten hin und her, um eine Abhilfe zu finden, aber ohne Erfolg.

Doch was sie nicht finden konnten, fand der Zufall. Eines Tages war der Schmied in den Wald gegangen, um nach einer schlaflosen Nacht Nahrung zu suchen. In einer Felsenschlucht fand er einen Busch, der blaue Beeren trug und den er noch nicht gesehen hatte. Er nahm einige davon und aß. Sie schmeckten nicht besonders gut und er legte weiter kein Gewicht darauf. Und so ging er nach Haus, das heißt zu dem Strauch, unter dem er seinen Laubhansen für die Nacht hatte. Da traf er seine Frau. Der Schmied war bei guter Laune und schwatzte Unsinn.

„Ich glaube, Du hast einen Schnaps zuviel getrunken,“ sagte seine Frau, die noch an die Vergangenheit dachte.

„Was ist das?“ fragte der Schmied erstaunt.

„Branntwein!“ sagte die Frau und schmalzte mit der Zunge.

„Branntwein? Davon habe ich noch nie gehört! Was ist denn das?“ meinte der Schmied erstaunt.

„Weißt Du nicht mehr, was Branntwein ist, so weißt Du sicher, daß Du in Karlskrona gefangen sahest?“

„Karlskrona? Ich verstehe Dich ganz und gar nicht, Alte!“

„Dann hast Du das Gedächtnis verloren,“ sagte die Alte.

Und das hatte der Schmied tatsächlich! Damit war die Entdeckung klar. Der Arzt sammelte sofort die Beeren und gab sie der ganzen Gesellschaft zu essen, gegen Schlaflosigkeit, wie er vorgegab. Alle aßen, der Arzt auch.

Lasse aber ließ seine Beeren auf die Erde fallen, denn, dachte er, man weiß nicht, was man aus der Vergangenheit lernen kann, und die Zukunft kennt niemand.

4.

Drei Jahre waren seit der Landung verflossen, als Lasse eines Tages tief in die Insel hineinfuhr, um noch einmal ihre Süßfrüchte für die Zukunft zu untersuchen und in Erfahrung zu bringen, ob sie die starke Volksvermehrung, die die letzten beiden Jahre gezeigt hatten, ertragen könne.

Er hatte ein kleines Kanoe genommen, sich darin unter dem dichten Laubgewölbe der Bananen den Bach hinaufgepaddelt und war einige Meilen ins Land hineingekommen.

Als er vom Rudern müde wurde, stieg er aus dem Boot, nahm sein Frühstück unter einem Kirschbaum ein und legte sich zum Schlafen nieder. Er hatte noch nicht lange geschlummert, als er von einem Geprassel oben in der Banane erwachte, unter deren Zweige er sich gelegt hatte. Er spähte durchs Laub hinauf und erblickte ganz oben in der Spitze einen Affen, wie er glaubte, der auf einem Zweig saß und mit langen Nägeln die Bananen aus den Hülsen pellte und sie dann in den von einem langen Bart überwachsenen Mund steckte.

Lasse wurde unruhig, denn das war ein unerwarteter Konkurrent, der ihnen sicher großen Abbruch tun würde, wenn er, was wahrscheinlich, nicht allein war. Lasse beschloß, den Affen an sich zu locken und ihn entweder zu fangen oder ihn mit einem Stein zu töten. Er ging

also und suchte sich eine Melone von der größten, gelbrotesten Sorte; die in der einen Hand und den Stein in der anderen, näherte er sich dem Baum, auf dem der Affe saß.

Zuerst schmalzte er mit der Zunge: der Affe lauschte und warf Lasse eine Banane an den Kopf.

„Koko,“ fuhr Lasse fort und zeigte die Melone. Der Affe aber antwortete nicht, sondern kletterte in die Spitze des Baumes hinauf, daß der sich unter der Last wie ein Flibbogen bog.

„Koko, mein Junge,“ lockte Lasse, „komm her, du sollst was Gutes haben.“

Koko aber kam nicht, sondern schlug nach hinten aus und benahm sich so unanständig, daß Lasse sich nicht halten konnte, sondern, vor Wut schäumend schrie: „Verdammt der Teufel!“

Bei diesen Worten setzte sich Koko auf einen Zweig und schien von einer tiefen Nüchternung ergriffen zu sein. Er schabte die Nase an einer Rinne, und die Tränen perlten über seinen Bart herab. Lasse hörte ihn seufzen, hielt sich aber noch in gehöriger Entfernung.

„Hörst du nicht, du verdammter Teufel, willst du nicht herunterkommen und meine Melone kosten!“

Die Nüchternung des Affen schien zuzunehmen, und Lasse wurde nicht weniger gerührt, als er eine menschliche Stimme aus der Banane hörte.

„Heimatliche Klänge! O mein Vaterland und meine Freunde, meine Augen weinen über deine Nachkommen! Niemals hat die schwedische Zunge meinen Ohren so lieblich geklungen, und mein Herz ist voll wie ein Gefäß, wie eine Kalebasse, wenn die Spätsommer Sonne sie mit Milch und Kern füllt.“

„Ich glaube, hol mich der Teufel, das ist Pastor Aronius,“ rief Lasse aus.

Und mit einem: „Der bin ich!“ stürzte der Priester aus der Banane hinunter, und die beiden Landsleute lagen sich in den Armen, drückten sich an ihre Brust und badeten sich in den Tränen des Priesters.

„Wie seid Ihr hierher gekommen?“ war Lasses erste Frage. „Wir warfen Euch ja in die See! Hat ein Walfisch Euch verschlungen und dann ans Land gespiesen?“

„Ich bin nicht ans Land gespiesen,“ sagte der Priester, „aber ich bin ans Land geschwommen.“

„Erzählt, erzählt,“ eiferte Lasse.

Der Priester trocknete seine Tränen mit einem Bananenblatt und setzte sich auf einen Stein. Darauf begann er seine Erzählung.

„Wie in einem Traum erinnere ich mich jetzt, nachdem Du (ich sage Du, da wir uns hier so getroffen haben) mich daran erinnert hast, daß ich in die See geworfen wurde; weshalb, weiß ich nicht.“

„Oh, das hatte schon seine Gründe.“

„Gründe?“ fragte der Priester.

„Aha,“ dachte Lasse, „er hat auch von den Beeren gegessen! — Fahr nur fort!“

Und der Priester erzählte seine Geschichte.

Lasse hörte die Erzählung des Geistlichen aufmerksam an; gegen Ende aber hatte er mit noch größerer Aufmerksamkeit seine Augen auf den Vulkan gerichtet, der eine schwache Rauchwolke ausfandte.

„Gehen wir heim und sprechen wir mit unseren Freunden,“ sagte er.

Sie setzten sich ins Boot und ruderten heimwärts. Als sie heimkamen, war der Himmel bereits von Rauch verdunkelt, und schwaches Getöse war aus der Ferne zu hören. Unruhe herrschte unter allen, und man wußte nicht, was man zu erwarten hatte. Die Rückkehr des Geistlichen erregte keine große Aufmerksamkeit, denn man hatte an etwas anderes zu denken. Die ganze Nacht wachte man und arbeitete an den Booten, die man vorsichtigerweise aufbewahrt und bereit gehalten hatte.

Der Himmel war rot wie ein Feuer, und die auf die Bäume geklettert waren, um Probiant

zu holen, konnten beim Schein der vulkanischen Flammen sehen, was sie pflückten.

Den ganzen folgenden Tag fuhr man fort, die Boote mit Wasser, Früchten und Laub zu füllen, denn man hatte sowohl Hunger und Durst wie Kälte zu befürchten.

Das Getöse nahm zu und der Boden schwankte.

Am dritten Tag war ein Donnergekrach zu hören, und aus dem Vulkan brach es wie ein Wasserfall von geschmolzener, glühendroter Lava hervor.

Jetzt stürzten alle in die Boote, und mit Trauer, Weinen und Seufzen stieß man von der Insel der Seligen ab, auf der die alles gebende Natur sie drei Jahre lang ernährt und gekleidet; auf der sie in Ruhe und Frieden, ohne Bank und Streit gelebt hatten und die sie jetzt verlassen mußten, um einem unbekanntem Schicksal entgegenzugehen.

Als sie aufs Meer hinausgekommen waren, begann die Insel zu sinken. Die Bäume tauchten ins Wasser hinein und ihre Wipfel schwammen in den Wogen. Die niedrigen Hügel senkten sich ganz allmählich.

Schließlich wurde auch der Krater des Vulkans vom Wogenschlag umschäumt. Jede See, die in den Krater schlug, spritzte wie eine Dampfvolke auf, die von der glühenden Lava rot, von dem brennenden Schwefel blau und von Kupfer und anderen Metallen, die unten in dem gewaltigen Ofen geschmolzen waren, grün gefärbt wurde.

So verschwand die Insel der Seligen vor den Augen der Unseligen, die sich nun Wind und Woge überlassen mußten, um dem Tod oder noch einem schlimmeren Schicksal entgegenzugehen.

5.

Als unsere Reisenden nach fünftägigem Umherstreifen auf dem Meer endlich ein Land in Sicht bekamen, waren sie beinahe umgekommen vor Kälte. Das neue Land, das sich jetzt ihren Blicken öffnete, schien ein Festland oder wenigstens eine ungeheuer große Insel zu sein.

Als sie ans Land stiegen, war ihr Vorrat an Früchten erschöpft, und sie stürzten sich mit Gefräßigkeit über eine Menge Muscheln her, die auf den Strand geworfen waren. Durch diese tranige Nahrung gewannen sie allmählich die Körperwärme zurück.

Das Land schien ein kälteres Klima zu haben, und dort all den herrlichen Frucht bäumen der Insel der Seligen war hier nicht eine Spur zu sehen. Buche, Eiche, Birke bildeten den Wald; höher die Berge hinauf Kiefer und Fichte. Hungrig, wie sie waren, versuchten sie die Eicheln der Eiche und die Eckern der Buche zu essen; die sättigten aber nicht und schmeckten außerdem widrig.

Zwischen den Bäumen aber liefen Hasen, Rehe, wilde Ziegen und Schafe herum, und in den Büschen saßen Auer- und Wirkhühner. Sie sahen also sofort ein, daß sie hier von Jagd und Fischfang zu leben hatten, und daß man sich so schnell wie möglich aus den Fellen der Tiere warme Kleider verschaffen mußte, wenn man nicht erfrieren wollte.

Lasse verkündigte sofort eine große Beratung und entwarf folgenden Plan.

Am ersten Tag mußte jeder am Strand entlang gehen, sich mit Muscheln ernähren und Grotten und hohle Bäume für die Nacht aufsuchen. Die aber eine Grotte oder Höhle gefunden hatten, sollten unmittelbar darauf Muscheln und Wasser für die Schaffen, die Pfeilbogen verfertigen, mit denen man die Tiere schießen konnte; denn deren ganze Zeit werde damit hingehen. Um aber überhaupt Wogen anfertigen zu können, mußte man erst scharfe Steine suchen, die als Messer dienen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Schulhygiene.

Von Dr. R. Silberstein.

Deutschland ist das Land der allgemeinen Schulpflicht; dort wurde zuerst der Schulzwang eingeführt, der den Erfolg hatte, daß in früheren Jahrzehnten die deutsche und besonders die preussische Volksschule für die beste der Welt galt. In diesem Ruhme früherer Zeiten sonnen sich noch immer unsere herrschenden Klassen und wollen nicht einsehen, daß inzwischen unsere Volksschule gegenüber den Schulen anderer Länder weit ins Hintertreffen geraten ist. Ebenso wie andere Länder uns in den geistigen Leistungen der Volksschule weit überflügelt haben, so sind sie uns auch weit vorausgeeilt in der gesundheitlichen Ueberwachung der Schule und der Schulkinder, in der Ausübung der Schulhygiene. An sich sollte man es für selbstverständlich halten, daß der Staat, der die Eltern zwingt, ihre Kinder eine Reihe von Jahren der Schule zu überlassen, auch für jeden Schaden verantwortlich ist, der durch mangelhafte Schuleinrichtungen oder den Schulbetrieb entsteht, davon ist aber bei uns leider keine Rede. Der Staat leistet für solche Kulturaufgaben nicht das geringste, und so bleibt es den Gemeinden überlassen, sich mit der Schulhygiene zu beschäftigen. In den Gemeinden sind es nun vor allem die sozialdemokratischen Vertreter gewesen, welche die Forderung nach ärztlichen Schulaufsichtern, nach Schulärzten erhoben und in langem, zähen Kampfe einiges erreicht haben. Vieles bleibt freilich noch zu erarbeiten auf diesem Gebiete, aber man kann sich immerhin schon der Erfolge freuen, die bisher erzielt sind.

Schon im Jahre 1867 lieferte der Breslauer Augenarzt Hermann Cohn den Nachweis, daß die Kurzsichtigkeit in der Schule und durch die Schule entsteht; er bewies, daß durch Fehler in der Anlage der Schulen die Kurzsichtigkeit begünstigt werde, daß Staat und Gemeinde vieles zur Verhütung dieser und anderer gesundheitlichen Schäden tun könnten, wenn sie sachverständigem Rate folgten und daß aus diesen Gründen eine ärztliche Ueberwachung der Schulen notwendig sei. Aber umsonst war alles Streben nach Schulärzten, das von den bedeutendsten Vertretern der Gesundheitslehre unterstützt wurde; es blieb alles beim alten in Deutschland. Die Lehrer selbst sträubten sich gegen die ärztliche Aufsicht, teils aus Kurzsichtigkeit in gesundheitlichen Fragen, teils weil sie in dem Schularzt noch einen neuen Vorgesetzten fürchteten. Die Gemeindeverwaltungen führten alle möglichen Gründe gegen die Einführung von Schulärzten an; hinter diesen Gründen verbarg sich aber, wie Hermann Cohn richtig sagte, zumeist die Befürchtung, daß durch die Schulärzte mannigfache Schäden bekannt, jahrelang dauernder Schlendrian in Schulangelegenheiten aufgedeckt und die Ruhe und Bequemlichkeit der Gemeindevertretungen gestört werden könne. Es mußten also erst andere Länder mit dem guten Beispiel vorangehen, so wurde zuerst in Brüssel im Jahre 1874 eine ärztliche Ueberwachung der Schulen angeordnet, in Paris seit 1879, in Antwerpen seit 1882; auch Moskau besitzt seit 1888 Schulärzte. In Deutschland war Leipzig die erste Stadt, die im Jahre 1889 Schulärzte anstellte, die 1891 in Funktion traten, 1893 folgte Dresden und einige andere sächsische Städte, denen sich 1897 Nürnberg anschloß. Nach und nach hat sich dann das Institut der Schulärzte in fast allen Großstädten und auch vielen Mittel- und Kleinstädten eingebürgert. Ohne Schulärzte sind zurzeit von Großstädten nur noch Altona, Bremen, Barmen, Hamburg, Rixdorf und Stuttgart. Berlin, das ja in gesundheitlichen Fragen häufig hinter kleineren Städten nachhinkt, begann erst im Jahre 1903 erstlich mit der Anstellung von Schulärzten,

was vorher war, kann nicht als ausreichende Institution anerkannt werden, aber auch die jetzige Zahl — es sind für ganz Berlin 36 Schulärzte angestellt — ist völlig unzureichend, da auf einen Schularzt durchschnittlich 127 Klassen entfallen... —

Die Aufgaben des Schularztes sind mannigfacher Art. In den alten schulärztlichen Dienstvorschriften war die gesundheitliche Beaufsichtigung der Schulräume, der Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Reinlichkeit der Klassenräume die Hauptpflicht der Schulärzte. In neuerer Zeit ist insofern ein Umschwung eingetreten, als das Hauptgewicht auf die Ueberwachung der Schulkinder gelegt, und die Revision der Schulräume und Einrichtungen ganz als Nebensache bei der schulärztlichen Tätigkeit betrachtet wird. Und doch muß der Schularzt beide Funktionen ausüben, soll Erspriechliches zur Gesunderhaltung der Schulkinder geleistet werden.

Schon beim Bau des Schulhauses ist der gesundheitliche Beirat erforderlich; die Auswahl des Bauplatzes entscheidet oft darüber, ob ein Schulhaus den gesundheitlichen Anforderungen entspricht oder nicht; Zerschüttigkeit des Bodens, mangelhafte Beleuchtung der Klassenräume, können ein Gebäude von vornherein zum Schulunterricht ungeeignet machen. Und gar erst die Bauausführung und innere Einrichtung erfordert gebieterisch den Hygieniker. Wie viel lassen nicht häufig unsere Volksschulen zu wünschen übrig: da ist es die Beleuchtung, die Heizung, die oft zu Ausstellungen Veranlassung gibt, die Ventilation ist meist ungenügend, und die Luft nach dem Unterricht in der Klasse miserabel, diese schlechte Luft wird noch dadurch verschlimmert, daß die Kleiderablagen sich noch vielfach statt auf den Korridoren, in den Klassen selbst befinden, bei nassem Wetter außerordentliche unangenehme Ausdünstungen verursachen. Besonders zum Eingreifen müssen auch die Bänke Veranlassung geben, diese entsprechen in den meisten Volksschulen auch nicht im entferntesten den Anforderungen der Wissenschaft und führen deshalb oft zur Kurzsichtigkeit und Wirbelsäulenverkrümmung. Sein besonderes Augenmerk muß der Schulhygieniker auch auf die Schülerzahl in einer Klasse richten, und soviel wie möglich auf Verminderung hinarbeiten, denn alle Gefahren des Schulbetriebes steigern sich für die Schulkinder in dem Maße, in dem die Schülerzahl einer Klasse zunimmt. Außerordentlich erstrebenswert ist die Einrichtung von Schulbrausebädern. Durch diese werden die Kinder, abgesehen von der rein gesundheitlichen Wirkung der Bäder, auch zur regelmäßigen Reinigung des ganzen Körpers erzogen, was bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen im Hause vielfach verjäumt wird.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Schularztes ist die Entscheidung darüber, ob das Kind bei der Aufnahme die geistige und körperliche Reife für den Unterricht habe. Es ist bei uns in allen Bevölkerungsschichten üblich, die Kinder so früh wie möglich zur Schule zu schicken. Sobald das gesetzliche Alter von 6 Jahren erreicht ist, hat man es gar nicht eilig genug, die Kinder einzuschulen. Bei den Proletariern liegt der Grund wohl darin, daß die Mutter, die oft selbst noch außer dem Hause arbeiten muß, meist froh ist, das Kind auf ein paar Stunden des Tages los zu sein. Und doch sind diese frühen Einschulungen für viele Kinder recht verhängnisvoll; sind sie körperlich schwach, so geht ihr Kräftezustand in den ersten Schuljahren noch mehr zurück, zumal gerade die meisten Kinderkrankheiten — Masern, Scharlach, Keuchhusten — in den ersten Schuljahren erworben werden; ist das Kind geistig den Anforderungen des Unterrichts nicht gewachsen, so strengt es unnötig sein Gehirn an, kann das Klassenpensum nicht bewältigen, bleibt sitzen und wird

so von vornherein in seiner geistigen Entwicklung gestört; ja, kommt es doch ohne ärztliche Aufsicht nicht selten vor, daß direkt schwach-sinnige Kinder eingeschult werden, oder schwachbegabte, die im allgemeinen Unterricht überhaupt nichts profitieren, in besonderen Nebenklassen aber ganz gute Fortschritte machen. Es ist also ersichtlich, daß gerade bei der Aufnahme dem Schularzt eine wichtige Entscheidung zufällt, die oft für das ganze zukünftige Leben von Einfluß ist. Schwächliche Kinder müssen vom Schulunterricht solange befreit werden, bis sich der Kräftezustand gehoben hat, schwachbegabte Kinder besonderen Nebenklassen, Schwachsinnige Idiotenanstalten überwiesen werden, Kurzsichtige und Schwerhörige müssen besonders bezeichnet, damit sie vom Lehrer auf einen für sie geeigneten Platz gesetzt werden, Herzkranken müssen vom Turnen befreit werden, Sprachfehler, Stottern, Lispeln und anderes müssen dem Lehrer besonders mitgeteilt werden, damit durch geeignete Behandlung auch hier Besserung erzielt wird. Von großer Bedeutung ist auch die Ueberwachung der Zähne. Es ist leider eine in den weitesten Kreisen der Bevölkerung herrschende Meinung, daß man sich um die Zähne der Kinder überhaupt nicht zu kümmern braucht; nichts ist falscher als diese Meinung. Für die Gesunderhaltung des Körpers, für eine gute Verdauung spielt ein untadeliges Gebiß auch bei dem Kinde eine große Rolle. Mund und Zahnpflege von Jugend auf kann viel Gutes erzielen, doch ist daneben eine zahnärztliche Beaufsichtigung auch der Milchzähne notwendig. Defekte und hohle Milchzähne können, wenn sie rechtzeitig in Behandlung kommen, plombiert werden, sie fallen dann von selbst schmerzlos heraus, wenn die bleibenden Zähne nachrücken, faule Zähne müssen natürlich gezogen werden, damit sie nicht die anderen krank machen; mit einer ordentlichen Beaufsichtigung der Zähne leistet man viel für die Gesundheit der Kinder und erspart ihnen viele Schmerzen und Leiden. Eine Reihe von Städten lassen deshalb auch die Zähne bei der Aufnahme der Kinder untersuchen, so z. B. Bonn, Koburg, Breslau, Erfurt. In Straßburg und Offenbach sind in letzter Zeit sogenannte Schulzahnkliniken eingerichtet, die also schon den Uebergang der gesundheitlichen Beaufsichtigung zur gesundheitlichen Behandlung durch die Kommune darstellen, ein Vorgehen, das jedenfalls zur Nachahmung anspornen sollte.

Nicht unwichtig ist auch die Feststellung einer vergrößerten Mandel im Nasenrachenraum, die häufig vorkommt und ganz eigenartige Folgen bei den Kindern zeitigt; abgesehen von einer Atembehinderung durch die Nase, die die Kinder veranlaßt, mit offenem Mund zu atmen, und einer auch häufig dabei vorkommenden Schwerhörigkeit, findet sich oft ein Mangel an Intelligenz, der die Fortschritte in der Schule sehr hemmt. Eine Entfernung dieses Organs, die vom Schularzt angeordnet wird, ändert oft mit einem Schlage das Bild eines solchen Kindes; aus einem trägen und dummen Kinde wird ein intelligentes und aufgewecktes.

Ein Teil der Städte läßt es nun bei dieser Aufnahmeuntersuchung bewenden, so vor allem Berlin, das dann nur gelegentlich auf Veranlassung eines Lehrers frankheitsverdächtige Kinder dem Schularzt zuweist, oder diesen bei ansteckenden Krankheiten zuzieht. Viel weiter geht Wiesbaden und andere Städte, die nach Wiesbadener Muster hin Einrichtungen getroffen haben. Dort werden halbjährlich Wägungen und Messungen angestellt, um die Entwicklung der Kinder zu beobachten; im dritten, fünften und achten Schuljahr wird eine genaue Untersuchung wie bei der Aufnahme vorgenommen und die Kinder nach ihrer Konstitution in drei Gesundheitsklassen: gut, mittel-

gut und schlecht, eingeteilt. Bei einer solchen Beobachtung der Kinder kann für die hygienische Statistik unschätzbare Material gewonnen werden, das zum Heil der Kinder verwertet werden kann; leider sind die Gemeinden äußerst zurückhaltend mit der Veröffentlichung der gewonnenen Resultate. So ist es überall den Schulärzten streng verboten, ihr Material ohne Genehmigung der Gemeinde statistisch zu verwerten.

Ein großes Arbeitsfeld der Schulärzte bilden die Maßregeln zur Verhütung des Umsichgreifens der ansteckenden Krankheiten. Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten, werden meist durch die Schule übertragen. Hier ist ein Zusammenarbeiten von Schule und Haus zur Erreichung einer möglichen Einschränkung dieser Seuchen von größter Bedeutung. Frühzeitige Meldungen der Eltern an die Schule können viel Nutzen schaffen, die Schulärzte haben dann sofort die nötigen Maßregeln zu treffen, als da sind Entfernung der krankheits- und ansteckungsverdächtigen Kinder aus der Schule, Beaufsichtigung der Wiederzulassung geheilter Kinder, Desinfektion der Klassen, bei Häufung von Krankheitsfällen eventuell Schluß des Unterrichts. Zu den ansteckenden Krankheiten, die in der Schule übertragen werden, gehören auch die Läuse, die leicht von Kind zu Kind übergehen und recht unangenehme Krankheitserscheinungen: Hautausschlag, Drüsenentzündungen, Augenentzündung usw. hervorgerufen können. Ihre Entfernung macht oft Schwierigkeiten und einige Städte sind soweit gegangen, daß sie, falls Eltern der wiederholten Aufforderung, die Kinder von dem Ungeziefer zu reinigen, nicht Folge leisten, zwingungsweise eine Säuberung resp. Seilung vornehmen lassen.

Ein anderes Gebiet für die Schulgesundheitspflege in dem noch fast nichts erreicht ist, ist die Hygiene des Unterrichts und der Lehrmittel. Schulmänner und Behörden lassen die Gesundheitspflege in dieses Gebiet, das sie für ihre eigenste Domäne halten, am wenigsten gern hineintreten. Und doch liegt hier noch manches im argen. So hat die Forschung in neuester Zeit festgestellt, daß die verschiedenen Unterrichtsfächer ganz verschieden den Körper und Geist anstrengen, danach fordert die Hygiene, daß die schwereren Unterrichtsfächer an den Anfang, die leichteren ans Ende des Unterrichts gelegt werden; nichts dergleichen geschieht; nach rein schultechnischen Prinzipien werden Stundenpläne aufgestellt, oder auch um einzelne Fächer zu bevorzugen, werden die einzelnen Stunden verteilt; so finden wir in unserer kirchenfrommen Zeit in der Volksschule die Religion, trotzdem diese als leichteres Fach gilt, immer an den Anfang des Unterrichts gestellt, damit nur ja die Kinder mit frischem Geist und Körper mit Religion vollgepfropft werden können. Außer der gesundheitlichen Einrichtung des Stundenplanes hat der Schularzt seine Aufmerksamkeit auf die Verteilung der Turnstunden, die Länge der Pausen, den Ausfall des Nachmittagsunterrichts an heißen Tagen, das Maß der häuslichen Arbeiten und die noch häufig üblichen Strafarbeiten und manches andere zu richten; freilich muß er dann aber auch aus seiner bisher sehr wenig autoritativen Stellung zu einem mitbestimmenden Mitglied der Schulverwaltung gemacht werden.

Was die Lehrmittel anbetrifft, so hat man den Buchdruck in den meisten Lesebüchern in optischer Hinsicht als durchaus schädlich feststellen können, auch die Schreibhefte, Schiefertafeln, die übliche Schrift sind in vieler Hinsicht verbesserungsbedürftig, doch haben bisher Schulverwaltungen und Aufsichtsbehörden sich allen Forderungen der Gesundheitspflege feindlich gegenübergestellt. Der Schlandrian, der auf dem Standpunkt steht, da es den Alten nichts geschadet habe, würden auch die Kinder keinen

Schaden leiden, wenn alles in der Weise früherer Zeiten weiter ginge, feiert auf diesem Gebiete der Schule die größten Triumphe. Einer besonderen Beobachtung bedürfen auch die Körperübungen und die Körperpflege in der Schule. Daß das Turnen, besonders das Hallenturnen der Großstädte neben seinen großen Vorteilen auch große Schäden mit sich bringen kann, ist eine bekannte Tatsache. Turnen auf freien Plätzen ist unter allen Umständen dem Hallenturnen vorzuziehen, aber leider nicht immer durchführbar. In den Turnhallen muß die Beseitigung des Staubes, die Reinhaltung und Sauberkeit der Turngeräte stets von den Schulärzten beaufsichtigt werden. Die Körperübungen müssen viel mannigfacher betrieben werden, als es bisher der Fall ist. Schwimmen, Wandern, Spiele im Freien, Eislauf im Winter müssen vielmehr als bisher in den Bereich der Schule gezogen werden. Breslau hat mit Massenschwimmübungen der Schulen einen Anfang gemacht und recht gute Resultate erzielt.

Neben der öffentlichen Gesundheitspflege spielt auch die häusliche für das Schulkind eine bedeutende Rolle. Sauberkeit des Körpers durch tägliche Waschungen und häufige Wäder, Pflege des Mundes und Putzen der Zähne durch Spülungen des Mundes und der Zähne, Reinhaltung der Wäsche und Kleider müssen den Kindern von den Eltern anezogen werden. Vor allem ist es Pflicht der Eltern, den Kindern eine möglichst ausgedehnte Nachtruhe zu verschaffen, da das Schlafbedürfnis der Kinder ein sehr großes ist; aus diesem Grunde ist das Spielen der Kinder spät abends auf der Straße, der Aufenthalt in Bierlokalen abends oder nachts, gewerbliche Kinderarbeit vor dem Schulbesuch früh oder abends spät, von großer Schädlichkeit. Auch die Belichtung und die Sitzgelegenheit bei den häuslichen Arbeiten soll Gegenstand der Aufmerksamkeit der Eltern sein, wenn sie Schädigungen des Auges und der Wirbelsäule vermeiden wollen. Gleichfalls ist die Pflege des Ohres von großer Bedeutung, namentlich sind Mittelohrkatarthe, die recht oft vernachlässigt werden, häufig Ursachen von Schwerhörigkeit. Daß bei ansteckenden Krankheiten eine sofortige Trennung der Kranken von gesunden Kindern und Meldung an die Schule von großem Nutzen für die Allgemeinheit ist, ist schon oben angeführt worden.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß durch Zusammenwirken der öffentlichen und häuslichen Schulgesundheitspflege unsere heranwachsende Generation vor manchen Schäden bewahrt bleiben kann. Noch läßt freilich die Ausführung der Forderungen der Gesundheitspflege vieles zu wünschen übrig, aber wir haben das feste Vertrauen, daß in immer weitere Schichten das Verständnis für die Wichtigkeit dieses Gebietes der Hygiene dringen und der steigende Einfluß der sozialdemokratischen Gemeindevertreter die in diesem Punkte noch rückständigen Städte zu Verbesserungen zwingen mögen.

Die Pflanzenwelt in Wehr und Waffen.

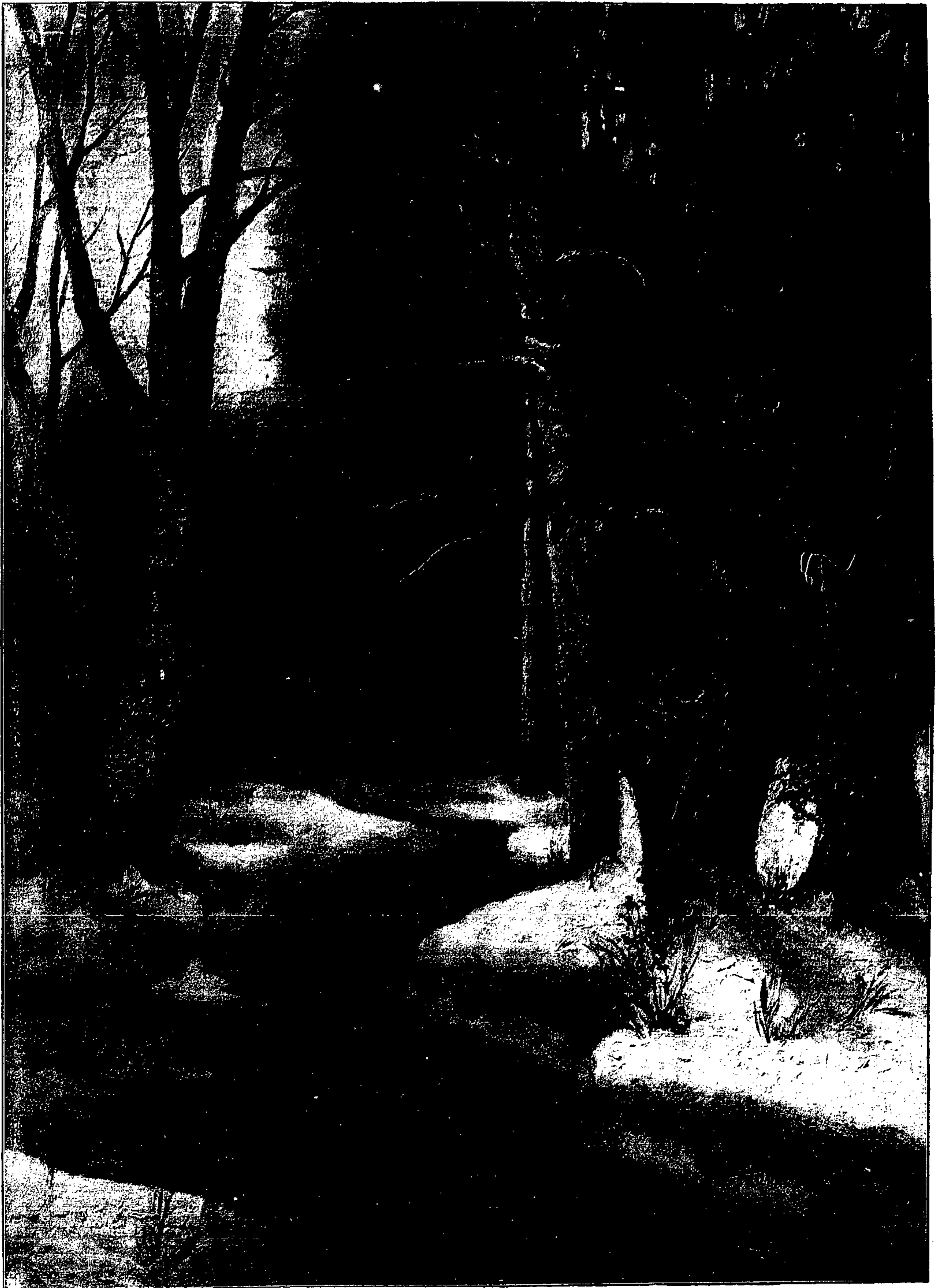
Von Hermann Krafft.

Wer Wehr und Waffen der Pflanze kennen lernen will, der muß sich mit dem Pflanzenleben beschäftigen; bald wird er dann inne werden, wie in oft recht sonderlicher Weise die Pflanzenwelt mit Wehr und Waffen ausgerüstet ist und gern zuschauen, wenn in oft sonderbarer Weise solche Schutzmittel ihren Zweck zu erfüllen versuchen.

Nicht immer können Wehr und Waffen bei der Pflanzenwelt ohne weiteres beobachtet werden, oft bedarf es dazu eines starken Ver-

größerungsglases oder gar eines Mikroskopes, ja oft sind selbst die Geräte eines Chemikers für solche Beobachtung erforderlich, aber auch die Zahl jener Schutzmittel, die mit dem bloßen Auge wahrgenommen werden können, ist eine ganz bedeutende. Derartige Schutzmittel lassen sich zwar zu jeder Jahreszeit in Funktion antreffen, allein wohl nie so zahlreich wie im Frühjahr. Wenn die Pflanzenwelt aus langem Winterschlaf erwacht, ist als ärgster Feind der jungen Sprosse die Kälte anzusehen. Wärme ist ein Lebensbedürfnis für die Pflanzen und der zarte Keim, der sich durch die wärmenden Sonnenstrahlen herauslocken ließ, würde gar bald der Kälte erliegen, hätte ihn die Natur nicht sorglich für den Kampf ums Dasein ausgerüstet. Nehmen wir ein jugendliches Laubblatt zur Hand, so bemerken wir, daß das Skelett des Blattes, die Rippen und Nerven, verhältnismäßig kräftig entwickelt ist; bei der eigentlichen Blattspreite, dem grünen Gewebe, läßt sich jedoch nur eine äußerst zarte Beschaffenheit konstatieren. Dem grünen Blattgewebe fällt später die für das Leben der Pflanze so ungemein bedeutungsvolle Aufgabe der Transpiration zu. Die Pflanze hat ein lebhaftes Interesse daran, dies Gewebe zu erhalten; deshalb rollt sie es im jugendlichen Zustande noch zusammen und hält es möglichst eng zwischen den stärkeren Rippen und Nerven verborgen. Wenn die Blätter an Größe zunehmen, wird die Blattspreite nicht gleich wagerecht, wie später, ausgebreitet, sondern hängt einstweilen noch schlaff in möglichst lotrechter Lage nach dem Erdboden zu herab. Diese verschrumpte, herabhängende Gestalt bietet nicht nur Schutz gegen die Kälte, sondern auch gegen übermäßige Wirkung der Sonnenstrahlen, ja kurzweg, gegen den im Frühjahr so häufigen Witterungswechsel überhaupt. Wenn wir dann beobachten, wie das Blatt oder der Laubspieß aus der Knospe, die über Winter Schirm und Schutz geboten hat, hervorbricht, so lernen wir gleichzeitig eine ganze Reihe der verschiedensten, schuppenartigen Gebilde erkennen, die lediglich den einen Zweck verfolgen, das Blatt in seinem Jugendzustande zu schützen. Ist dieser Zweck erreicht, so entäußert sich die Pflanze ihrer; wir sehen denn auch unter gar vielen unserer Waldbäume zu einer Zeit, wo die Laubblätter ihren normalen Zustand erreicht haben, Tausende und Abertausende von „hin-fälligen Nebenblättern“ — so hat die Botanik diese Schutzmittel getauft — den Boden bedecken. Mannigfach in Form und Beschaffenheit sind diese Schutzmittel. Bald sind sie häutig und bleich, meist ohne Chlorophyll, und stehen schirmartig über den aus der Knospe vordringenden Blättern, so z. B. bei der Eiche, bei der Buche, der Linde und anderen; bald sind sie ganz klebrig, wasserdicht und können sehr wohl als Regenmäntel angesehen werden, so bei den Roßkastanien, bei den Pappeln, Erlen und bei dem Steinobst. Manchen Blättern genügt ein derartiges Schutzmittel aber noch nicht, sie legen sich noch einen besonderen Pelz zu, den sie ablegen, sobald sie seiner entbehren können. Buche, Silberpappel und Roßkastanien tragen auf den jugendlichen Laubblättern einen flaumigen, seidenhaarigen Ueberzug, der sich als ein ausgezeichnetes Schutzmittel bewährt. Dieser Ueberzug verliert sich, sobald die Blätter genügend erstarkt sind, und nur ganz vereinzelt Reste bleiben auf ausgewachsenen Blättern sitzen.

Wenden wir unser Augenmerk den dem Erdboden entsprossenden Kräutern zu, so bemerken wir auch hier die absonderlichsten Formen bei den sich entwickelnden Blättern. Hier sehen wir, wie die Mittelrippe eines Blattes von einem Zwiebelgewächs sich kerkengerade aufgerichtet hat, aber die beiden Hälften der Blattspreite sind noch nach der Mittelrippe zu aufgerollt. Erst wenn die Blattspreite wider-



Wintertag. Nach dem Gemälde von F. Krauß-halberg.

standsfähig genug ist, breitet sie sich vollständig auseinander. Vergleichen wir mehrere Pflanzen, die in dieser Art ihre Blätter schließen, so entdecken wir, daß die Kollung einmal nach innen, ein andermal nach außen erfolgt ist. Dies hat seine Ursache darin, daß die eigentlichen Atmungsorgane der Pflanze, die Spaltöffnungen, sich bald auf der Oberseite, bald auf der Unterseite der Blätter befinden. Im ersten Falle rollen sich die Blätter nach innen, im letzten nach außen, denn diese Spaltöffnungen sind besonders des Schutzes bedürftig. Auch die Haltung und die Krummung der Blätter lassen sich bei verschiedenen Pflanzen beobachten, da sehen wir die Blattspreite bald glatt zwischen den Blattrippen gefaltet, bald mehr oder weniger stark zerknittert, verschumpft oder gerunzelt zwischen den Rippen angeordnet. Der Zweck dieser verschiedenen Lage des grünen Gewebes ist stets derselbe: Schutz gegen die schädigenden Einflüsse der Witterung, wobei die stärkeren Rippen sich gleichzeitig noch als ein besonderes Schutzmittel erweisen.

Nicht nur aus Wurzelstöcken treibende Laubblätter schaut unser Auge auf dem Waldboden, auch zarte Keimlinge werden bemerkt, die sich unter Moosen oder bereits sprossenden älteren Pflanzen noch verborgen halten. Die älteren schützen so den jungen Nachwuchs. Allein auch an und für sich ist der Nachwuchs schon in mannigfachster Weise geschützt. Die Knospe ist in einen dicken, meist zweiteiligen Mantel, in die Samenlappen eingebettet. Breitet sich dieser Mantel auseinander, so sind zunächst noch kleine Schuppen vorhanden, die wirksam Schutz verleihen, und wenn der Laubspöß auch diese Hülle gesprengt hat, so hält er seine einzelnen Blättchen zunächst noch runzelig oder gefaltet zusammen, damit eins das andere beschirmt und alle zusammen somit das ganze Individuum schützen. Nach und nach erst entfalten sich die Blätter. Vielen Keimlingen ist die Kraft eigen, die am Tage ausgebreiteten Samenlappen zur Nachtzeit mehr zusammen zu bringen, dann ruht die Knospe gleichsam in einem Bette.

Ist das Blatt den Gefahren seiner Jugend glücklich entronnen und herangewachsen, so drohen wieder andere Gefahren, die abzuwenden ein dringendes Erfordernis für die Pflanze bedeutet, denn das Blatt ist gewissermaßen das Ernährungsorgan der Pflanze. Hitze, Trockenheit, Wind, Regen, Tiere und so weiter sind die Gefahren, gegen welche das Blatt stets geschützt sein muß.

Auch hier sind die Schutzmittel wieder recht abwechslungsreich und mannigfach ist ihre Bedeutung. Einmal dient dasselbe Schutzmittel zur Abwendung verschiedener Gefahren, ein andermal wieder werden zur Verhinderung ein und derselben Gefahr unterschiedliche Schutzmittel angewandt. Eintönigkeit und Gleichförmigkeit in ihren Aeußerungen ist keine Sache der Natur.

Die Pflanze bedarf der Wärme nur bis zu einem bestimmten Grade; alles was darüber ist, ist vom Uebel. Je senkrechter die Sonnenstrahlen auf das Blatt fallen, um so größer ist ihre Wirkung. Sobald ihre Wirkung die der Pflanze dienliche Grenze zu überschreiten droht, sucht sie Schutz. Die sogenannte Schlafstellung der Blätter ist eins der hierher zu zählenden Schutzmittel. Die Pflanze bringt ihre Blätter möglichst in eine solche Lage, daß die Sonnenstrahlen schräg die Blattfläche treffen. Die Wirkung der Strahlen ist sofort herabgemindert. Nicht allen Pflanzen ist die Schlafstellung der Blätter eigen. Bei etlichen läßt sie sich jedoch recht augenfällig beobachten. Die Schlafstellung der Blätter dient auch nicht ausschließlich als Schutz gegen übermäßige Wärme, sondern gleichfalls als solcher gegen die Kälte der Nacht. Die wagerecht ausgebreiteten

Blattflächen sind den Kältestrahlungen des Nachthimmels weit mehr ausgesetzt, als die zur Erde lotrecht geneigten Blätter; darum pflegen die Blätter mancher Pflanzen nicht nur bei übermäßig warmem Wetter zu schlafen, sondern sie gehen auch regelrecht jeden Abend zur Ruhe.

Hierfür einige Beispiele: Ein zierliches Pflänzchen, wegen des angenehmen sauren Geschmacks seiner Blätter bei Kindern sehr beliebt, der gemeine Sauerklee (*Oxalis acetosella*) ist truppweise in Gärten, Gebüschen und Wäldern anzutreffen. Die Blättchen dieses Unkrautes sind äußerst empfindlich. Bei eintretender Nacht, wie auch bei heißem und schwülem Wetter am Tage, legen sich die sonst wagerecht ausgebreiteten, verkehrt herzförmigen Blättchen langsam zum Schlafe abwärts nieder. Andere *Oxalis*-Arten, die Luzerne (*Medicago sativa*), der Steinklee (*Melilotus*), die zierliche Kronenwicke (*Coronilla*) usw. können ihren Blättern gleichfalls eine Schlafstellung geben, die leicht verfolgt werden kann. Die Schlafstellung braucht nicht immer eine hängende, nach unten gerichtete, zu sein, wie bei dem Sauerklee, sondern sie offenbart sich auf die mannigfachste Art und Weise, so nehmen die Blätter der Kronenwicke, welche tags über horizontal ausgebreitet sind, während der Nacht eine senkrecht nach oben gerichtete, zusammengeklappte Stellung ein. Beim kriechenden Klee deckt das eine Blättchen in wagerechter Lage die beiden anderen, welche mit den Blattflächen eine vertikale Haltung eingenommen haben.

Unter den bekannteren Bäumen unserer Gärten ist's die Robinie, falsche Akazie (*Robinia Pseudacacia*), bei welcher sich des Abends der Uebergang des Blattes aus der Tagstellung in die Nachtstellung deutlich beobachten läßt. Die tagsüber schräge nach oben gerichteten Blättchen nehmen zunächst eine horizontale Lage ein, um dann nach und nach vollständig nach unten zu sinken. Auch die folgenden, hier und da in Gärten anzutreffenden Hülsenfrüchtler, bieten Beispiele für die Schlafstellung der Blätter: der falsche Indigo (*Amorpha fruticosa*), der echte Indigo (*Indigofera*), der Süßholzbaum (*Glycyrrhiza*), der Gemeihbaum (*Gymnocladus*) und die Christus-Akazie (*Gleditsia triacanthos*).

Am allerauffallendsten ist der Uebergang in die Schlafstellung bei dem bekannten Nüchternnichten (*Mimosa pudica*). Diese Pflanze wird ihrer Sensibilität halber gern als Zimmerpflanze gepflegt. In der Schlafstellung klappen einmal die Fiedern zusammen, dann neigen sich die Blattstiele zweiter Ordnung — an diesen sitzen die einzelnen Fiedern — gegeneinander, drittens senken sich die Blattstiele erster Ordnung — die Hauptblattstiele — nach unten; nehmen wir nun noch die Bewegung der zusammengeklappten Fiedern nach vorn — der Blattspitze zu — hinzu, so haben wir eine **v i e r f a c h e** Bewegung des Blattes beim Uebergang in die Schlafstellung.

In der Schlafstellung verdunsten die Blätter weniger Wasser als in der Tagstellung, somit kann die Schlafstellung auch als Schutzmittel gegen Trockenheit angesehen werden. Manche Pflanzen wissen den Gefahren der Trockenheit durch Reduzierung der wasserverdunstenden Blattgebilde zu begegnen. Es gibt eine ganze Reihe von Gewächsen, die an feuchten Standorten größere Blätter (zum Schutz gegen übermäßige Feuchtigkeit) als an trockenen Orten erzeugen. Hierfür bietet jede Wiese mit angrenzenden, trockenen Feldern vielfache Beispiele. Andere Pflanzen lassen ihre Blätter dick und fleischig werden, so die sogenannten Eisgewächse, und finden dadurch wirksamen Schutz. Die trockenen, heißen Gefilde Australiens sind gekennzeichnet durch Gewächse, welche kaum Schatten bieten, daher der Name „schattenlose Wälder“ (eine Bezeichnung, die übrigens durch-

aus nicht wörtlich zu nehmen ist, denn in den australischen Wäldern sind große Baumfarne heimisch, die sehr wohl Schatten spenden). Diese Gewächse werden unter dem Sammelnamen „Neuholländer Pflanzen“ in unseren Gärtnereien vielfach gepflegt. Die meist lederartigen Blätter sind durchweg in vertikaler Stellung angeordnet. Die Sonne vermag die Blätter deshalb auch nur zu geringerer Verdunstung anzuregen, als wenn die Blätter horizontal ausgebreitet wären. Die Stellung der Blätter, wie auch die lederartige Beschaffenheit derselben, ist also als Schutzmittel gegen Trockenheit anzusehen.

Viele Pflanzen haben ihre Blätter zu ganz unscheinbaren Gebilden reduziert, um wirksam gegen Trockenheit geschützt zu sein. Hierher zählen die Flachspisser, wozu auch der bekannte Mäusedorn gehört, eine dem Spargel nahe stehende Pflanze. Was bei diesen Pflanzen allgemein für Blätter angesehen wird, sind gar keine Blätter, sondern nur blattförmige Stengelsprosse, auf denen die Blätter erst bei genauem Hinsehen bemerkt werden. Wieder andere Pflanzen haben sich der Blätter ganz entledigt, so manche Euphorbien und Kaktusgewächse. Diese Pflanzen transpirieren dann durch ihr Stammgebilde. Stets leben derartige Pflanzen an Orten, wo anhaltende Trockenheit und Dürre die Regel bilden.

Endlich haben wir in den verschiedenartigen Ueberzügen der Blätter (Haare, Filz, wachsartige Bedeckung usw.) Schutzmittel gegen Trockenheit zu suchen, da alle diese Einrichtungen die Verdunstung beeinträchtigen. Werpflanzen wir das Edelweiß der Alpen in unseren Garten, so wird sich der weißfilzige Ueberzug der Blätter um so mehr verlieren, je feuchter der Standort im Garten ist.

Nur angedeutet sei noch ein weiteres Schutzmittel gegen Trockenheit: die besondere Lage und Form der eigentlichen wasserverdunstenden Organe, der Spaltöffnungen. Lage, Form und Häufigkeit dieser Organe wechseln, je nachdem der Standort der Pflanzen ein und derselben Art ein mehr feuchter oder mehr trockener ist. Leider läßt sich dieses Schutzmittel mit unbewaffnetem Auge nicht verfolgen. Unter dem Mikroskop hingegen erkennen wir in dieser Beziehung manche wunderliche Einrichtungen. Wie sich Pflanzen gegen übermäßige Feuchtigkeit, d. h. gegen Wasserzufuhr von unten, schützen können, ist schon teilweise angedeutet: durch Vergrößerung und Vermehrung der wasserverdunstenden Organe und durch Beseitigung der die Verdunstung hemmenden Gebilde.

Durch Schmiege- und Biegsamkeit von Stamm und Zweig bietet die Pflanze den Winden Trutz. Durch die Beschaffenheit der Blattoberfläche und durch zweckmäßige Stellung der Blätter wird herniederprasselndes Regenwasser schnell abgeleitet, ohne daß großer Schaden angerichtet werden kann. Dabei hat die Pflanze dafür gesorgt, ihr Ableitungssystem dergestalt anzulegen, daß das Wasser möglichst zu den zarten Fasertwurzeln geleitet wird. Wenn bei ruhigem Wetter leichter Regen herniederrieselt, können wir genau verfolgen, wie Tropfen um Tropfen von Blatt zu Blatt geleitet wird, um endlich dort zur Erde zu fallen, wo die Saugwurzeln sich befinden. Bei Pflanzen mit nur einer Hauptwurzel (Pfahlwurzel), wird das Wasser in der Nähe des Stammes zur Erde tropfen; bei Pflanzen, die ein ausgebreitetes Wurzelsystem besitzen, wird das Wasser unter die äußersten Spitzen des Laubdaches geleitet, wofür selbst die zarten Fasertwurzeln befinden.

Arge Feinde der Blätter sind die Vegetarier unter den Tieren. Auch hier weiß sich die Pflanze zu helfen. Haare, Borsten, Widerhäkchen und ähnliche Gebilde sind oft recht wirkungsvolle Schutzmittel. Dazu kommen noch Dornen und Stacheln.

(Schluß folgt.)

Die Versicherungsagentin.

Erzählung von Knut Hamsun. Autorisierte Uebersetzung.

Das Pensionat war vollauf mit Gästen besetzt: Herren und Damen; auch aus dem Nachbarlande waren ein paar vorhanden. Den meisten fehlte etwas ganz Unbedeutendes; Männer wie Frauen waren überanstrengt und waren hergekommen, um sich in dem kleinen Fischerdorf am Meere für ein paar Wochen auszuruhen. Die Verheirateten waren in der Mehrzahl; und um rechten Frieden zu genießen, hatten sie oft ihre Ehehälften dabei gelassen und konnten so auf eigene Faust auftreten. Es wurde nicht wenig geflirtet zwischen diesen isolierten Männlein und Weiblein, und unter der Lampe im Salon sah man alternde Leute zu neuen, jungen Menschen werden. Alle aber sagten sie: „Das ist die gesunde Luft, das ist das Meer!“

Es waren alles gebildete und vornehme Leute, große Kaufleute, ein paar Professorenfrauen, Direktoren, eine Frau Generalkonsul und eine Frau Etatsrat. Ein schwerreicher Herr aus der Hauptstadt, auf dessen Karte bloß: Otto Mengel, Großfist, zu lesen war, wurde Herr Direktor genannt. Die Wirtin besaß ein großes Talent, während des Vorstellens einen jeden in passender Weise um eine Stufe zu erhöhen. Von Direktor Mengel ist übrigens nur Gutes zu sagen; er war sicherlich ein einflussreicher Mann und trug Kreimaureremblem an der Uhrkette. Immerhin erweckte es ein gewisses Erstaunen, als der junge Drentand, der ein rechter Löwe war und sich bisher vor niemand gebeugt hatte, den Direktor Mengel auffallend tief grüßte, als der im Pensionat auftauchte. Erst später kam es an den Tag, daß Herr Mengel in der Hauptstadt eine ausgedehnte Leihfähigkeit betrieb.

Die Klatschereien, die unter den Gästen im Schwünge waren, konnten als bloße Klatschereien unter Fremden ohne unnatürliche Boshaftigkeit angesehen werden. Der Versicherungsagent aus dem Nachbarland aber hatte sich von allen Seiten echten Unwillen zugezogen, und zwar durch seine Versuche, mitten im Pensionat Kunden für seine Versicherungsgesellschaften zu werben. Es war, als rechne er damit, daß jemand sterben solle, und es war doch im Gegenteil niemand da, der daran gedacht hätte. Ihn nannte man denn auch Herr Direktor, um seine Selbstachtung zu wecken; aber das war verlorene Liebesmüh. Er selbst nannte sich Agent Anderson, und damit basta, und er korrigierte alle, die ihm den Direktortitel gaben.

Das Hornvieh; er war Geschäftsmann und weiter nichts. Er war nicht im mindesten krank, und die nackte Wahrheit war, daß er gut aß, gut schlief und Kräfte im Ueberfluß hatte. Eines Tages sagte die Frau Generalkonsul: „Ginaus mit diesem Herrn Anderson!“

Aber Frau Milde wußte wohl, warum die Frau Generalkonsul jetzt verlangte, daß man Anderson hinauswerfen solle: er hatte ihre närrische Saufstunt gegen ihn nicht zu würdigen gewußt. Eines Abends hatte die Frau Generalkonsul allein im Garten im Dunkeln geistert und geschwärmt, und da war Herr Anderson vorbeigekommen. Sie rief ihn an und nannte ihn Direktor, ja sie deutete sogar an, daß er so gesund und stark sei, daß es ihre Nerven beruhige, wenn sie ihn nur sehe.

„So, so,“ sagte Anderson.

„Und denken Sie mal, ich glaub, Ihre Arme sind behaart, habaha,“ sagte die Frau Generalkonsul. „Kommen Sie doch und leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft.“

„Es ist zu dunkel,“ erwiderte er.

„Ja, aber lassen Sie uns nur nicht in all die Selligkeit gehen.“

„Doch, sehen Sie mal, ich weiß aus Erfahrung, daß ich im Hellen besser sehe als im Dunkeln,“ sagte Anderson.

Ein Starrkopf war er, und es war die allgemeine Ansicht, daß er auch die Natur nicht liebe; man hatte ihn dastehen und das Meer mit trockenen, ganz trockenen Augen betrachten sehen. Der Löwe Drentand versuchte eines Tages, ihn zum besten zu haben, aber das gelang ihm nicht. Es war im allgemeinen recht erheitend, die Antworten des Agenten anzuhören. Die junge Frau Trampe, die Schönheit, fragte ihn einmal quer über den Tisch:

„Sie sind also nicht verheiratet?“

„Nein,“ war seine Antwort. „Aber ganz ohne Mißgeschick ist's ja doch auch bei mir nicht abgelaufen . . .“

Da sollte nun die neue Dame kommen.

Es lief ein Telegramm aus dem Nachbarland ein, ob das Pensionat Platz für eine Dame habe. Es stand darin, es dürfe ruhig ein kleines Zimmer sein, aber jedenfalls müsse es im Erdgeschoß liegen. Die Wirtin antwortete, ja, es sei Platz vorhanden.

Das ganze Pensionat erwartete nun also die Dame. Warum wollte sie im Erdgeschoß wohnen? War sie lahm? Die jungen Frauen im dritten oder vierten Jahre ihrer Ehe wollten nichts dagegen haben, wenn sie durchaus keine Schönheit wäre. Der Löwe Drentand sagte: „Doch, lassen Sie sie ruhig hübsch sein; mit Ihnen, Frau Trampe, kann sie sich ja doch nicht messen.“

Zwei Tage darauf kam sie. Ihr Kutscher fuhr in einem scharfen Trabe bis vor den Eingang des Pensionats und hielt im Nu an. Die Dame stieg aus. Das Spiel auf dem Tennisplatz stockte plötzlich und alle blickten auf die Dame. Sie trug einen großen Hut und war sehr vornehm gekleidet, und als sie ausstieg, konnte jeder sehen, wie jung sie war.

„Frau Anderson ist mein Name,“ sagte sie zur Wirtin.

„Wie heißt sie?“ fragte die Frau Generalkonsul.

„Anderson!“ erwiderte Frau Trampe, die Schönheit.

„So, so, ein Menschenkind mehr, das Anderson heißt! Es wird unausstehlich hier.“

Die Frau Generalkonsul bekam recht, Frau Anderson wurde wirklich unausstehlich — für alle mit Ausnahme der Herren. In die brachte sie aber ein erstaunliches Leben. So auf den ersten Blick war das gar nicht leicht zu verstehen. Hübsch von Angesicht war sie keineswegs, und sie hatte auch nicht Frau Trampes blanke Augen, an einen Vergleich war nicht zu denken. Aber sie hatte dunkle, gefährliche Augen, ja, die hatte sie; dazu kam, daß ihre Augenbrauen zwei dunkeln Blutekeln glichen, die mit den Schnauzen gegeneinander lagen und etwas Mystisches hatten. Und jung und halblond war sie, und ihr Mund war wie eine Blüte.

Schön . . .

Frau Anderson stand des Morgens zu spät auf, und die Wirtin mußte sie an die festen Zeiten im Pensionat erinnern: erstes Frühstück präzis um neun Uhr.

Frau Anderson antwortete:

„Ich will präzis um neun Uhr erscheinen — nur nicht des Vormittags.“

Da mußte selbst der Generalkonsul sie ansehen. Er begegnete ihrem Blick. Und der Generalkonsul war nicht der Mann dazu, daß einer ihn erst hätte lehren müssen, in einem Witz zu lesen. Er entstammte einer bekannten Dichterdynastie und machte selbst vortreffliche Gedichte über die Natur und die Menschen.

Welch offenkundiger Feuerbrand loderte doch in diesen Weiberaugen am helllichten Tage! Der Generalkonsul sah es: das waren Augen, die . . .

Als Frau Anderson ihre Rechnung erhielt, bat sie ohne Umstände um Aufschub mit der Bezahlung. Sie besäße kein Geld, sagte sie, doch es werde sich wohl ein Ausweg finden an einem der nächsten Tage.

Am Abend geriet sie ins Gespräch mit Etatsrat Adami. Er stand mitten in seiner zweiten Jugend, diesem letzten Aufblühen, darin das Alter wieder so unnatürlich jung wird. Frau Andersons Fragen und Antworten gereichten dem kahlköpfigen, vornehmen Herrn zu großem Ergötzen.

Als seine Frau ihn heraustrief, nahm der Generalkonsul sofort seinen Platz ein. Und der hatte lange auf diesen Moment gefauert.

Er sagte:

„Ich habe den Etatsrat um dieses lange Gespräch mit Ihnen beneidet.“

„Auf Sie habe ich gewartet, Herr Generalkonsul,“ erwiderte die Frau. „Unter anderem, um Sie etwas zu fragen und Ihnen zu danken.“

„Was ist es denn?“

„Haben Sie mir Blumen in mein Zimmer stellen lassen?“

„Blumen? Ich muß gestehen . . . Hat man Ihnen Blumen . . .“

„Verzeihen Sie!“ sagte die Frau. „Ich habe mir auch wirklich zuviel eingebildet.“

Die Poesie stieg den Generalkonsul zu Kopfe infolge dieser geheimnisvollen Blumen, und er brach in die Worte aus:

„Gott, ich hätte es tun sollen. Wir alle sollten es tun. Tag für Tag.“

„Ich liebe Blumen,“ sagte die Frau. „Aber ich bin zu arm, um mir welche kaufen zu können.“

Es traf sich so, daß sie Verschiedenes aus ihrem Leben zu erzählen begann, und daß der Generalkonsul ein Gleiches tat. Nie zuvor war er einem Fremden gegenüber so mitteilhaft gewesen. Es endigte damit, daß er sich ganz und gar zum Narren machte.

Die Frau sagte:

„Aber Sie sind ja verheiratet, Herr Generalkonsul!“

„In der Liebe bringt es mehr Glück, vorwärts als rückwärts zu schauen,“ erwiderte er und senkte.

Und am folgenden Tage saß beim Mittagessen der Generalkonsul da und war verlegen und fieberhaft gestimmt; ein kleines Gedicht trug die Schuld, das er in Frau Andersons Serviette hineingeschmuggelt hatte. Als sie es fand und es durchzulesen begann, wendete er sich an seinen Nebenmann mit den Worten:

„Nuh, heute ist es hier wärmer als je!“

Man flüsterte sich zu, daß zweifellos der Etatsrat, der alle Kahlköpfe, es sei, der die Rosen in Frau Andersons Zimmer hätte setzen lassen. Aber der Frau selbst gegenüber leugnete er es ab.

„Nein, nein, ich bin's nicht gewesen,“ sagte er. „Und ich habe nichts zu gestehen.“

Die Frau sah ihn plötzlich erstaunt an. Sie zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, diese zwei feinen Blutekel, die sich mit den Schnauzen berührten, und sagte:

„Nein, wie hübsch Sie das sagen! Ihre Stimme war wie ein Harfenbaß. Singt der Herr Etatsrat?“

„Na . . . das nun nicht gerade, das heißt, ein bißchen hat man ja auch mitgemacht.“

Wie eine Jugend war er. Gewiß hatten ihn die gesunde Luft und das Meer so kernig und feurig gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Wintertag.

(Zu unserem Albe.)

Ein Wintertag. Die Luft steht klar und kalt.
Der Himmel spannt sich lichtgrau in der Höh,
Und auf der Erde weißer, welcher Schnee.
Schwarz, winterkahl und fröstelnd karrt der Wald.

Ein Wasser rinnt im Wald mit leiserem Sang:
Ein schwarz' Gerlefel in dem weißen Land.
An Ufer, schneeverhangen, eisbespannt,
Führt dich der Weg auf deinem Wintergang.

Dein Fuß versinkt im weißen Flockenmeer . . .
Wie Silberferne läubt es vom Geäst . . .
Und eine Stille atmet um dich her,

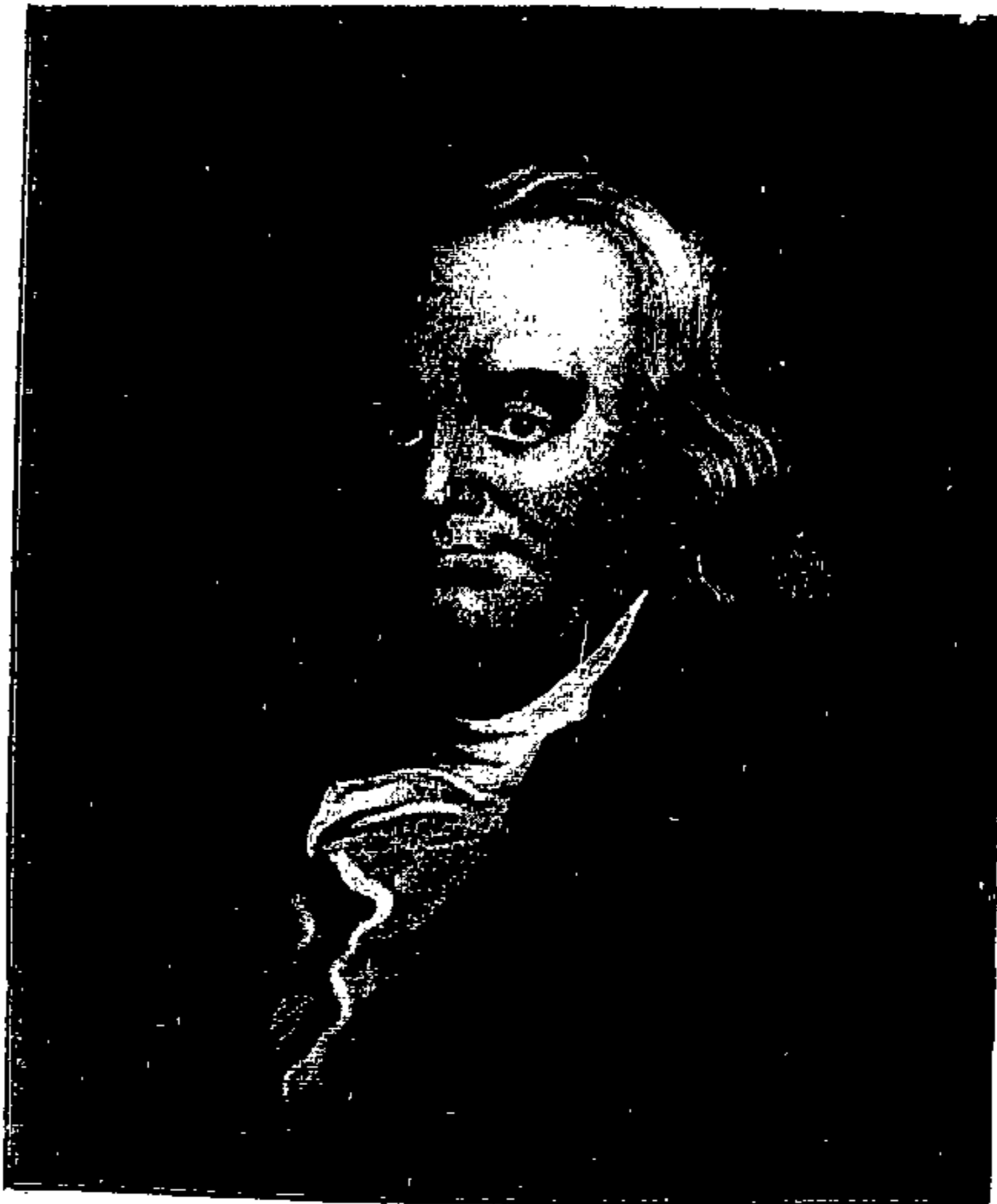
Die deines eig'nen Herzens lauten Schlag
Bei jedem Schritt dich deutlich hören läßt . . .
Und Abendshatten wachien in den Tag . . .



Benjamin Franklin. In ein paar Tagen sind zwei Jahrhunderte verfloßen, seit Benjamin Franklin, einer der berühmtesten Söhne Amerikas, am 17. Januar 1706 zu Boston in Massachusetts das Licht der Welt erblickte. Er war der Sohn eines Seifensieders, der als strammer Puritaner die biblische Losung befolgte: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Benjamin war unter sieben Kindern das fünfzehnte. Mit sonstigen Glücksgeitern nicht gesegnet, konnte der Vater nicht viel für die Erziehung des hochbegabten Knaben aufwenden, sondern nahm ihn schon, als er zehn Jahre zählte, mit an seine Arbeit. Das Seifensieden nun war wenig nach Benjamin's Geschmack; ihn zog es von Kindesbeinen an zu den Büchern. Er verschlang alles Gebrudte, was ihm in die Hände fiel, und strebte mit zäher Energie danach, sich selbst zu etwas zu machen, ein Selbmademan zu werden, wie man in Amerika sagt. Sein erster Schritt vorwärts war der Uebergang in die Druckerei seines Bruders, bei dem er Lehrling wurde. Im Laufe der Zeit brachte er selbst es zum Inhaber einer kleinen Druckerei in der Quäkerstadt Philadelphia. Inzwischen war er mit unermüdblichem Eifer an seiner geistigen Fortbildung tätig, so schwer er auch lange Zeit um die Existenz zu kämpfen hatte. Sein Geschäft kam aber allmählich in Flor, zumal seit er die „Pennsylvanische Zeitung“ veröffentlichte. Der Redakteur war er selbst, und seine vollständig gehaltenen Artikel fanden großen Anklang, ebenso der Kalender, den er ungefähr 25 Jahre lang herausgab: „Der arme Richard“. Politisch nahm er als Journalist im Sinne der Volkspartei Stellung, er bekämpfte scharf die gehässigen Vorrechte der Landeseigentümer aus der Familie William Penns, des berühmten Quäkers, der die Kolonie Pennsylvanien begründet hatte. Franklin's eifrige Beteiligung am öffentlichen Leben brachte ihn bald in die gesetzgebende Versammlung der Kolonie. Nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand er bereits in beträchtlichem politischen Ansehen, nicht nur in Pennsylvanien, sondern auch in allen Kolonien von New England. Und auch nach Old England, über den Atlantischen Ozean hinüber war sein Name bereits gedrungen; noch nicht als der eines Staatsmannes, wohl aber als der eines großen Gelehrten. Neben allen sonstigen Beschäftigungen hatte Franklin noch die Zeit gefunden, eindringende Studien auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu machen. Die bedeutendste Frucht dieser Arbeiten war die Erfindung des Blitzableiters, die ihm 1750 bis 1752 gelang. Seine wissenschaftlichen Verdienste brachten Franklin die üblichen Ehrentitel und Mitgliedschaften von gelehrten Gesellschaften ein. In seinem Lebensabend wurde der große Amerikaner sogar Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Kein geringerer als d'Alembert begrüßte seinen Eintritt in die Akademie und zwar mit dem Virgilischen Verse: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis“ — „er entriß dem Himmel den Blitz und das Szepter den Tyrannen.“ Damit spielte d'Alembert auf die Tatsache an, daß Franklin inzwischen zu seinen gelehrten Leistungen noch politische Verdienste von gewaltiger Bedeutung gesüßt hatte: Franklin gehört zu den bedeutendsten unter den demokratischen Staatsmännern, die bei der Begründung der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine führende Rolle gespielt haben. Er war seinen politischen Ueberzeugungen treu geblieben, obwohl von

seiten der Regierung Versuche gemacht wurden, ihn zu kaufen: dies Mittel, das zu Georgs III. Zeiten im englischen Mutterlande bei zahlreichen Parlamentariern mit Erfolg angewandt wurde, blieb in den amerikanischen Kolonien ohne Erfolg. Franklin wenigstens wies die Versuche mit Verachtung von sich. 1753 wurde er dann trotz seiner unabhängigen Haltung zum Generalpostmeister der Kolonien ernannt. Dies Amt verwaltete er mit großer Geschäftlichkeit, und sicherlich gefielen der Regierung die statilichen Ueberflüsse, die das amerikanische Postwesen unter Franklin's Leitung lieferte.

Weniger Gefallen fand Franklin's politische Stellungnahme am Themsestrande. Er erschien dort 1764, um das Interesse mehrerer Kolonien als ihr Bevollmächtigter wahrzunehmen. Das Jahr 1764 brachte die Stempelakte, den Versuch, das amerikanische Volk ohne seine Zustimmung zu besteuern, und den leidenschaftlichen Widerstand der Kolonien. Franklin vertrat an der Barre des Unterhauses den Standpunkt seiner Auftraggeber. Die noblen Vertreter Old England's lächelten spöttisch, als sie den Yankee in unmodischem Anzug erscheinen sahen. Aber ihre Mienen wurden ernstlicher, als sie Franklin sprechen hörten, als er in eindringlicher Rede darlegte, daß seine Landsleute sich nie und nimmer vom englischen Parlament besteuern lassen würden. Er suchte dem Parlament auch klar zu machen, daß die



Benjamin Franklin.

Kolonisten noch mehr Gründe zur Unzufriedenheit hätten, daß sie sich die wirtschaftliche Bevormundung und Ausbeutung durch das Mutterland nicht mehr lange gefallen lassen würden. Hierin predigte er aber tauben Ohren. Die Stempelakte zwar wurde zurückgenommen, im übrigen aber den Wünschen der Kolonisten keine Rechnung getragen. Die Folge war, daß das Mißvergnügen in Nordamerika immer höher stieg, die Revolution immer näher rückte. Ehe sie noch offen ausbrach, sah Franklin ein, daß die Bande zwischen Mutterland und Kolonien gelöst, die Kolonien eine selbständige Republik werden müßten. In biftigen Flugschriften trat er für die Sache seiner Heimat ein. Als das große Gewitter schon sehr vernehmlich heraufzog, war Franklin noch als Kolonialbevollmächtigter in England. Ein günstiger Wind wehte ihm offizielle Schriftstücke auf den Schreibtisch, die offenkundig dartaten, daß die Regierung die Freiheiten der Kolonien vernichten wolle. Er zögerte natürlich nicht, diese Enthüllungen in New England drucken zu lassen. Demnach hatte Franklin vor dem Londoner Geheimrat eine Position von Massachusetts zu vertreten, daß der Gouverneur Hutchinson als Urheber der meisten dieser verfassungswidrigen Briefe abzuüberufen sei. Der Kronanwalt aber entrüstete sich nicht etwa über Hutchinson, sondern über Franklin als den unbefugten Veröffentlichender der Schriftstücke und überhäufte den populärsten Mann von Nordamerika mit Schmähungen. Franklin zuckte nicht mit der Wimper; er war seelenruhig, in dem Bewußt-

sein, daß solche Gemeinheiten, ebenso wie seine Absetzung vom Posten eines Generalpostmeisters, auf seine Landsleute nur wie Oel auf Feuer wirken könnten. Und darin hatte er sich nicht getäuscht. Als im Frühling des folgenden Jahres (1775) er sich nach Nordamerika einschiffte, war zwar noch kein gewaltfamer Zusammenstoß erfolgt. Als er aber in Amerika landete, empfing ihn die Stunde vom Ausbruch des Revolutionskrieges, vom Punkte der bei Lexington. Der Siebzigjährige wirkte dann hervorragend mit in den politischen Ereignissen zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges; Franklin's Name ist davon unzertrennlich. Vor allem war er an der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 in erster Linie beteiligt, die Verfassung auf die allgemeinen Menschenrechte war ihm aus dem Herzen gesprochen. Er ging dann später als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Frankreich, hat das Bündnis vermittelt und schließt den Pariser Friedensvertrag unterzeichnet, wodurch England die demokratische Republik der Vereinigten Staaten notgedrungen anerkannte. Ein neues Element trat damit in das internationale Staatenkonzert ein: ein Element, das vorbildlich wirken mußte. Und vorbildlich hat auch Franklin's Persönlichkeit auf das damalige Europa, insbesondere auf Frankreich gewirkt: dieser Republikaner, der in so bescheidenem Anzuge, aber doch so selbstbewußt sich unter den Aristokraten von Versailles bewegte, dieser berühmte Mann, der so wenig seine Herkunft vergessen hatte, sondern stolz darauf war, — das gab zu denken. Als Franklin 1790 im Alter von 84 Jahren hochgeehrt starb, war die französische Revolution bereits im Gange. — a. e.

Ueberschwemmung in der Sahara. Wenn wir uns eine Wüste vom Charakter etwa der Sahara oder der Arabischen Wüste vorstellen, so ist die wesentlichste Eigenschaft, die wir uns als ihr Kennzeichen denken, die der Regenlosigkeit. Nun wird uns freilich die Ueberlegung sagen müssen, daß ein Land absoluter Regenlosigkeit, also eine Gegend, in der Jahrzehnte und wieder Jahrzehnte lang kein einziger Regentropfen zur Erde fällt, nicht wohl existieren kann; dann denken wir uns eine Wüste eben als ein Land, in dem wohl nach langen Intervallen sozuweilen einmal einige wenige Regentropfen herniederfallen, aber nicht in solchen Mengen, daß sie dem ausgedörrten Erdboden eine einigermaßen genügende Anfeuchtung und den wenigen Tieren oder gar Menschen, die notgedrungen sich für einige Zeit dort aufhalten, eine merkliche Erfrischung bringen könnten. Diese Vorstellungen sind grundfalsch. Sellen genug freilich regnet es in der Wüste, wenn aber einmal ein Niederschlag dort vorkommt, so ist er sehr ausgiebig, ja er artet sogar, was nun mit unseren Wüstenvorstellungen ganz unvereinbar ist, zur Ueberschwemmung aus. Auch die Natur liebt die Gegensätze und die Ueberschreibungen. So sind gerade in der Wüste Sahara, dem Prototyp einer Wüste, in den letzten Jahren mehrere Ueberschwemmungen von solcher Heftigkeit vorgekommen, daß Menschen dabei ertranken. Die erste ereignete sich am 12. April 1899; ohne irgendwelche vorher zu merkende Anzeichen entstand damals plötzlich ein so heftiger Regenguß, daß mehrere sonst trockene Schluchten völlig überschwemmt wurden, unglücklicherweise hatten damals etwa hundert geographische Meilen südlich von Algier, also wirklich in der wüsten Wüste, einige französische Soldaten in einer solchen ausgetrockneten Schlucht ihr Lager aufgeschlagen, und vermullich war die heftigste Plage der Armen gerade die über die entsetzliche Trockenheit — sie sollten bald von dieser Trockenheit befreit sein, aber in welcher Weise! Jählings war die ganze Schlucht und mit ihr das Lager der Soldaten ringsum dermaßen von Regenwasser umgeben, daß diese sich nicht mehr retten konnten, sondern mitten in der Wüste in einer Ueberschwemmung ertranken. Wenn sie auf alle Todesarten gefaßt waren, auf diese, der sie zum Opfer fielen, sicherlich nicht. Ein zweiter, ähnlicher Fall ereignete sich vor noch nicht ganz einem Jahre. Am 21. Oktober 1904 entstand gleichfalls südlich von Algerien infolge plötzlichen Regensalles eine heftige Ueberschwemmung, bei der 10 Europäer und 15 Afrikaner ertranken. 15 Minuten, nachdem die Ueberschwemmung eingetreten war, hatte sich die Flut schon wieder völlig verlaufen, und wo eben noch die Menschen ertrunken waren, drohte schon wieder die Gefahr des Wiederkehrens. Diese entsetzlich schroffen Gegensätze vervollständigen erst das auch sonst schon schreckliche Bild der Wüsten und machen diese um so gefährlicher. —

Nachdruck des Inhalts verboten!